

OLIVER
PÖTZSCH



DER **TOTENGRÄBER**
UND DER **MORD** IN DER
KRYPTA

ullstein 

OLIVER PÖTZSCH

Der Totengräber und der Mord in der Krypta

OLIVER PÖTZSCH

Der Totengräber und der Mord in der Krypta

Ein neuer Fall für Leopold von Herzfeldt

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- Druckfarben auf pflanzlicher Basis
- ullstein.de/nachhaltigkeit



ISBN 978-3-86493-219-9

1. Auflage 2023

Originalausgabe im Ullstein Paperback

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2023

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und
Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Titelabbildung: © Granger / Bridgeman Images (Stadtansicht
Wien); FinePic®, München (Sarg, Kreuz, Schrift)

Karte von Wien: © Peter Palm, Berlin

Gesetzt aus der Adobe Garamond Pro bei LVD GmbH, Berlin

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

Für euch, werte Leserinnen und Leser, die ihr mir seit über fünfzehn Jahren in die Reiche meiner Fantasie folgt. Danke für eure Treue, euren Zuspruch und die vielen netten Worte, die mich täglich motivieren, neue Welten zu erschaffen!

»Es gibt nichts Täuschenderes als eine offensichtliche Tatsache.«

Arthur Conan Doyle



Dramatis Personae

Wiener Polizeidirektion

Inspektor Leopold von Herzfeldt
Oberinspektor Paul Leinkirchner
Oberpolizeirat Moritz Stukart
Inspektor Erich Loibl
Julia Wolf, Tatortfotografin

Wiener Zentralfriedhof

Augustin Rothmayer, Totengräber
Anna, ein Waisenmädchen

Die Teilnehmer der Séancen

Maria Vanotti, Opernsängerin
Claire Pauly, Medium
Dr. Theodor Lichtenstein, Arzt und Spiritistengegner
Richard Landing, Pianist
Professor Siegfried Schneider, Altphilologe

Eleonore von Drasche-Wartinberg, Gattin des »Ziegel-
barons« Richard Freiherr von Drasche-Wartinberg
Arthur Conan Doyle, Schriftsteller

Weitere Personen

Professor Eduard Hofmann, Leiter des Instituts für
Gerichtliche Medizin
Wilhelmine von Herzfeldt, Leos Mutter
Harry Sommer, Reporter beim Neuen Wiener Journal
Adelheid Rinsinger, Leos Vermieterin
Die Fette Elli, Besitzerin des Bordells Zum Blauen
Dragoner
Bruno, Türsteher im Dragoner
Margarethe, eine Freundin Julias
Hermine Schuh, Tochter des Freiherrn Karl von
Reichenbach
Professor Franz Exner, deren Schwiegersohn
Ingrid Exner, deren Tochter
Gustav von Meyerling, Geisterfotograf
Adolf Becher, Geschäftsführer des Schlosshotels auf
dem Cobenzl
Fräulein Annegret Wildmoser, Leiterin des Waisen-
hauses
Der Unheilige Niko und der Krampus, zwei Waisen-
haus-Aufseher

*Aus »Spuk und Geistererscheinungen« von
Augustin Rothmayer, geschrieben zu Wien 1895*

Geister und Gespenster gibt es vermutlich schon so lange, wie es Menschen gibt.

Bereits die alten Griechen und Römer berichten von armen Seelen, die im Hades keine Ruhe finden. Stattdessen wandern sie herum, eingehüllt in weiße Leichentücher, weinend und klagend. Oft erscheinen sie nachts auf Friedhöfen, vornehmlich zur Geisterstunde zwischen Mitternacht und ein Uhr morgens. Zu ihren Fähigkeiten zählen das schwerelose Schweben, das Durchdringen von Wänden, ja sogar von Personen. Ihr Aussehen ist in jedem Fall grauenerregend. Manche dieser Gespenster können sprechen, andere ihre Gestalt wechseln, häufig geht ihr Erscheinen mit plötzlicher Kälte (Grabeskälte) einher. In alten Büchern ist auch die Rede davon, dass gespensterhafte Tiere ohne Kopf oder mit drei Beinen gesehen wurden.

Ich selbst habe trotz meiner langjährigen Tätigkeit als Totengräber auf dem Wiener Zentralfriedhof noch keine einzige Geistererscheinung erlebt. Was ich jedoch sah, waren weinende Mütter, die nicht glauben mochten, dass ihr geliebtes Kind so früh von ihnen gehen musste; ich sah tapfere Ehemänner, deren Schluchzer in der Tiefe des ausgehobenen Grabes verhallten; aber ich sah auch Menschen, die auf den Sarg spuckten, voll Verachtung für denjenigen, der so billig davongekommen war.

Auch gab es Fälle, in denen der Tote ein Geheimnis für immer mit ins Grab nahm.

Was mir beim Studieren der Fachliteratur auffällt: Häufig geht das Erscheinen eines Geists mit einem ungelösten Verbrechen einher, zum Beispiel mit einem Mord. Erst wenn die Tat aufgeklärt, der Mörder gefunden, das Verbrechen gesühnt wurde, kann die arme Seele ins Jenseits einkehren.

Ein solcher Fall ist mir tatsächlich einmal begegnet.



Prolog

*Wien, Stephansdom, am Samstagabend
des 17. August 1895*

Mesner Josef Waldleitner öffnete die Tür zur Gruft, und ein eisiger Windhauch streifte sein Gesicht. Die Luft roch nach Staub, Moder, Fäulnis und einem ganz speziellen Odem, den vermutlich nur Waldleitner wahrnahm. Es war der Duft von uralten zerfallenen Knochen.

Der Duft des Todes, dachte der betagte Mesner und steckte den Bund mit den rostigen Schlüsseln wieder ein. *Irgendwann riechen wir alle so.*

Eine steile Steintreppe führte nach unten, die Stufen waren ausgetreten von Generationen von Geistlichen, die sich hier hinabgeben hatten. Trotz der späten Uhrzeit herrschten draußen auf dem Platz vor dem Stephansdom noch hochsommerliche Temperaturen. Dennoch fröstelte Waldleitner, instinktiv nestelte der alte Mann an seiner verschlissenen Kutte. Ihm kam es vor, als würde die Treppe nicht nur in ein tieferes Stockwerk, sondern auch in eine andere Jahreszeit führen, ja, in ein anderes Jahrhundert. Der Mesner bekreuzigte sich, dann wandte er sich an die kleine Gruppe, die ungeduldig hinter ihm wartete.

»Ich hoffe, die werten Damen und Herren haben nichts gegen eine angenehm kühle Brise«, sagte Waldleitner. »Denken Sie immer

dran, die Toten dort unten haben sogar noch weniger an, und sie frieren nicht.«

Sein Blick streifte zwei halbwüchsige Mädchen in viel zu dünnen Sommerkleidern. Sie standen neben einer verkniffen dreinschauenden Dame mit Strohhut, bei der es sich offenbar um die Mutter handelte. Die Mädchen kicherten und wurden ein bisschen rot, woraufhin der Vater hinter ihnen verärgert mit seinem Gehstock auf den Boden pochte.

»Pauline, Adelheid, benehmt euch gefälligst! Wir sind hier nicht im Wurstelprater!« Ebenso wie die anderen hielt der elegant gekleidete Herr in Frack und Zylinder eine brennende Kerze in der Hand, die im Zugwind des Grufteingangs leicht flackerte.

»Können wir dann endlich mal los?«, schimpfte ein weiterer Besucher, ein junger Student, der mit seinem Begleiter offenbar schon einiges getrunken hatte. Er schob sich die Schirmmütze aus dem verschwitzten Gesicht. »Der Karl und ich wollen später noch in so 'nem Beisl auf die Knochenkasper anstoßen.« Er rülpste hinter vorgehaltener Hand, woraufhin ihn die Dame mit dem Hut böse anstarrte.

Mesner Josef Waldleitner seufzte leise. Diese sogenannten Touristen waren wirklich eine Plage! Seit einigen Jahrzehnten sah man sie immer häufiger in Wien. Oft waren es Piefkes aus Berlin oder Frankfurt, die großsprecherisch auftraten und später in den Wiener Kaffeehäusern Kamillentees bestellten, weil sie sich an den deftigen österreichischen Mehlspeisen überfressen hatten. Oder sie stürmten wie die Hunnen die Heurigen und verlangten von der Kapelle einen preußischen Marsch. Aber sie brachten nun mal Geld in die Stadt, und das hatten viele Wiener bitter nötig. Der große Börsenkrach lag noch nicht lange zurück, das Leben wurde immer teurer – auch das Leben eines kleinen Mesners im Stephansdom.

Waldleitner griff zu seiner Laterne und betrat die erste der schlüpfrigen Steinstufen. »Folgen Sie mir bitte mit dem nötigen

Respekt«, wandte er sich an die kleine Gruppe. »Und achten Sie darauf, dass Ihre Kerzen nicht ausgehen, man kann sich hier leicht verirren. Wer weiß, welche Geister hier des Nachts herumspuken?«

»So manches Weibsbild ist schon zu Lebzeiten ein jammernder, bleicher Geist«, flüsterte der Student und sah zu der schmallippigen Dame mit dem großen Strohhut hinüber. Die beiden jungen Männer lachten und stiegen hinter der Familie hinunter in die Gruft.

Während Waldleitner mit der Laterne vorausging, fragte er sich zum wiederholten Mal, ob es ein Fehler gewesen war, heute noch mit ein paar Touristen in die Stephansgruft zu steigen. Der Domkurat hatte am Vormittag schon so argwöhnisch geguckt, fast so, als ahnte er etwas. Als die Frankfurter Familie auf Waldleitner zugekommen war, wollte er fast schon ablehnen. Aber dann waren auch noch die zwei Berliner Studenten aufgetaucht und hatten ein hübsches Süm্মchen geboten. Verdammt, wusste der feine Herr Domkurat eigentlich, was für ein erbärmliches Gehalt er, Waldleitner, als Dom-Mesner bekam? Da durfte man sich ja wohl ein bisschen etwas dazuverdienen. Und wen störte es schon? Die Toten ja wohl kaum, von denen hatte noch keiner gemeckert und von Störung der Totenruhe gesprochen.

Mittlerweile hatten sie den Kellergang erreicht, von dem zur Rechten und zur Linken einzelne hohe Grabkammern abgingen. Es roch feucht und modrig, der Steinboden war mit einer schleimig glitschigen Schicht überzogen. Waldleitner leuchtete in eine der Kammern hinein, und prompt ertönte hinter ihm ein erschrockener Ausruf. Es war das ältere der beiden Mädchen.

»Brrr, da sind ja Totenschädel! Papa, die starren mich an!«

Tatsächlich stapelten sich unter einem vermauerten Torbogen mehrere Reihen Schädel, im Licht der Laterne und der flackernden Kerzen schienen sie die Touristen anzugrinsen. Daneben hatte jemand einen hohen Knochenturm aufgeschichtet, der aussah, als könnte er jeden Moment zusammenstürzen.

Der Student mit der Schirmmütze feixte. »Was hast du denn gedacht, Kleine, was hier auf uns wartet? Ein Gespenst, das dir gebrannte Mandeln verkauft?« Mit gelangweilter Miene wandte er sich an Waldleitner. »Wie viele Tote liegen eigentlich in dieser Gruft?«

»So genau wissen wir es nicht, es sind wohl weit über zehntausend.« Der Mesner zuckte die Achseln. »Es könnten auch noch viel mehr sein, etliche Kammern hat man vor langer Zeit zugemauert. Keiner weiß, was sich dahinter befindet.«

Der Herr mit dem Zylinder pfiß durch die Zähne. »Eine Stadt unter der Stadt, höchst bemerkenswert!«

Waldleitner nickte. »In früherer Zeit gab es um den Stephansdom einen Friedhof, doch der wurde unter Kaiser Josef wegen der giftigen Miasmen geschlossen. Als die große Pest kam, wurden die Toten dann einfach mit einer Rutsche hier unten abgeladen.« Er machte eine auffordernde Handbewegung. »Folgen Sie mir bitte, und achten Sie unbedingt auf Ihre Schritte! Es liegen überall Knochen herum ...«

Von irgendwoher kam ein Windzug und ließ Waldleitners Kutte flattern, als würden Leichenhände daran zerren. Der Mesner wusste, dass dies nur Einbildung war. Dafür war er viel zu oft hier unten in der Stephansgruft. Erst gestern hatte er eine größere Gruppe durch die Katakomben geführt, da war auch wieder so ein Neunmalkluger dabei gewesen. Jedes Mal, wenn Waldleitner zu einer Geistergeschichte angesetzt hatte, war der Kerl mit irgendwelchen dummen Fragen dazwischengegangen. Als ob irgendwen die genaue Temperatur oder eine Jahreszahl interessierte! Die Menschen wollten sich gruseln, das war alles.

Manchmal half Waldleitner beim Gruseln auch ein wenig nach, gegen entsprechende Bezahlung natürlich.

Seit die Katakomben vor etwa hundert Jahren geschlossen worden waren, waren immer wieder Kirchendiener mit zahlungswilligen Besuchern hinabgestiegen. Das war zwar verboten, aber die Kirche

hatte stets ein Auge zugeedrückt. Hauptsache, man ging nicht hinüber in die Bischofsgruft oder gar in die Krypta der Habsburger. Aber für verplombte Fürstensärgе begeisterten sich die Leute ohnehin nicht so sehr wie für bleiche Schädel, moosige Knochen und schaurige Geschichten. Und von alledem gab es hier reichlich!

In alten Erzählungen war von einem infernalischem Gestank die Rede, der durch die Decke gedrungen war, bis hinauf zum Domplatz. Andere munkelten von Seufzern und Schreien der Verstorbenen, die man oben im Dom gehört hatte. Als die Kammern schließlich nicht mehr ausreichten, waren besonders mutige Geistliche, aber auch dazu verdonnerte Sträflinge hinabgestiegen und hatten die Gebeine zusammengeschaufelt, um mehr Platz zu schaffen. Die Rede ging von einem Häftling, den man dort unten vergessen hatte. Seine Leiche war erst viel später gefunden worden, den mumifizierten Mund geformt zum stummen Schrei, als hätten ihm Hunderte Geister persönlich die Hand geschüttelt.

Mittlerweile hatte die Besuchergruppe eine weitere der großen Kammern erreicht. Waldleitner hörte hinter sich ein erschrockenes Aufkeuchen aus mehreren Kehlen, er nickte zufrieden. Dieser Raum machte immer besonders viel Eindruck.

Schädel und Gebeine lagen wild durcheinander. Einige der Leichname waren nicht vollständig zerfallen, ausgetrocknete Sehnen und modrige Kleidungsstücke hielten sie notdürftig zusammen. An einer nahen Wand lehnte eine vertrocknete Frauenleiche, eingehüllt in schmutzig schwarze Lappen, die wohl einst ein prächtiges Kleid gewesen waren. Fetzen eines Schleiers klebten am Schädel, darunter sah man die Überreste strähnigen Haars. An einem der skelettierten Füße hing noch ein ledriger Schuh.

Das ältere der beiden Mädchen schrie entsetzt auf und hielt sich die Hand vor den Mund, während die jüngere Schwester mit sichtlicher Faszination auf die mumifizierte Leiche starrte.

»Heinz Rüdiger!«, rief die Frau mit dem Hut aus. »Das ist ja

entsetzlich! Wir hätten mit den Mädchen niemals hierhergehen sollen.«

»Mathilde, beruhige dich!«, beschwichtigte ihr Mann sie und hielt sich ein Taschentuch vor den Mund. »So schlimm ist es nun auch wieder nicht. Darf ich dich außerdem daran erinnern, wer von uns unbedingt in die Gruft wollte? Wenn es nach mir gegangen wäre, dann würden wir jetzt durch den Volksgarten flanieren und später ...«

Wieder ertönte ein Schrei, diesmal stammte er von dem jüngeren Mädchen. Mit zitternden Fingern deutete die Kleine in eine dunkle Ecke der Kammer, wo hinter einem Haufen Knochen ein schwarzes Etwas kauerte.

»Schau mal, Papa, dahinten«, flüsterte sie. »Ist das ... ein Geist?«

»Zum Teufel!«, rief einer der Studenten. »Macht doch mal mehr Licht, Herrgott! Da ... da ist wirklich was ...«

Josef Waldleitner hob die Laterne, und nun erkannte auch er, was dort lag.

»Jesus und Maria ...«, hauchte er. »Was um Himmels willen ...«

Im gleichen Moment rauschte ein Windzug durch das Gewölbe und ließ alle Kerzen erlöschen. Die Schwärze war so vollkommen, dass Waldleitner sich vorkam, als wäre er in einen tiefen See gefallen.

Dann brach um ihn herum das Chaos aus.



Kapitel I

Vor der Wiener Oper, am gleichen Abend

Die Wiener Oper leuchtete warm und gelb wie ein riesiger Bernstein.

Julia stand auf der anderen Seite des Opernrings und betrachtete von dort aus das große Gebäude, hinter dessen vielen Fenstern es strahlte, blitzte und funkelte. Ein schier endloser Strom von Fiakern rollte auf der breiten Straße vorbei, die einzelnen Gefährte hielten an und spuckten ihre kostbare Ladung aus: Damen in knöchellangen, bauschigen Kleidern, mit hochtupierten Haaren und verwegenen Hüten, die Herren in Frack und Zylinder, manche mit Gehstock oder wehendem Seidenschal, dazwischen betagte Matronen, behängt mit Perlenketten und goldenem Geschmeide, ihre gebrechlichen Männer hinter sich herziehend. Sie alle strebten an diesem Samstagabend den Arkaden der Oper zu, wo sie einander mit Verbeugungen, Knicksen und Handküssen begrüßten – eine eingeschworene Gesellschaft, die sich hier ihr wöchentliches Stelldichein gab.

Kinder sah Julia keine. Sie dachte an all die müden und überarbeiteten Gouvernanten und Ammen, die die verzärtelten Kleinen vermutlich eben in den Schlaf sangen. Unwillkürlich musste sie schmunzeln. Auch ihre eigene Tochter Sisi wurde gerade ins Bett gebracht – von einem Haufen geschminkter Huren und einem

schranggroßen Türsteher mit Schlägervisage, der Sisi vermutlich jeden Wunsch von den Lippen ablas. Was die feinen Herrschaften wohl dazu sagen würden? Julia atmete noch einmal tief durch, dann schlenderte sie mit ausladenden Bewegungen und vorgerecktem Kinn über den Ring, so vornehm, dass die Kutscher ihre Fahrt verlangsamt und ihr hinterherstarrten.

»Gschamster Diener, schöne Dame!«, rief ihr einer der Fahrer zu und lüftete seinen Bowler. »Wo soll's denn hingehen?«

»In die Oper«, sagte Julia leise, mehr zu sich selbst. »Ich gehe in die Wiener Oper.«

Sie konnte es immer noch nicht fassen, dass sie gleich dieses Wahrzeichen der Stadt betreten würde, das erste Haus am Ring, das seit einigen Jahren sogar elektrifiziert war. Karten für die Wiener Oper zu bekommen, war schier unmöglich, die meisten Billetts waren an betuchte Stammgäste vergeben; wenn überhaupt, dann gab es Stehplätze in den hinteren Reihen, und auch die waren schon unverschämt teuer. Aber Leo hatte seine Kontakte spielen lassen, die Logenkarten waren sein Geburtstagsgeschenk für sie. Julia war immer noch geschmeichelt, dass Leo ihren Geburtstag tatsächlich nicht vergessen hatte. Zuerst hatte sie sich ein wenig geziert. Sie mochte es nicht, wenn er ihr große Geschenke machte, da spürte sie immer besonders deutlich, dass sie und Leo aus zwei verschiedenen Welten kamen: er aus der Welt des Adels, sie von ganz unten. Wie sollte das jemals gut gehen?

Seit sie sich vor zwei Jahren im Wiener Polizeipräsidium zum ersten Mal begegnet waren, waren sie gemeinsam durch so manches Tal gegangen, doch gerade in den letzten Monaten hatten sie wieder mehr und mehr zueinandergefunden. Der heutige Abend in der Oper, just an ihrem Geburtstag, war für Julia etwas ganz Besonderes. Schon als kleines Mädchen hatte sie davon geträumt, einmal die berühmte Wiener Oper zu besuchen. Jetzt sollte ihr Traum endlich in Erfüllung gehen!

Mittlerweile hatte sie den Marmorbrunnen links des Eingangs erreicht, den sie als Treffpunkt vereinbart hatten. Julia sah sich nach Leo um. Er kam meist erst in letzter Minute, auch jetzt war er noch nicht aufgetaucht. Sie wartete neben dem plätschernden Brunnen und versuchte, so zu tun, als wäre es für eine junge Frau, die im Innviertel als Tochter eines armen Kleinschmieds aufgewachsen war, völlig normal, ein dunkelblaues Ballkleid und einen Hut mit Seidenblumen zu tragen.

Mit Genugtuung spürte Julia die neidischen Blicke einiger weiblicher Operngäste auf sich ruhen. Sie sah gut aus, das wusste sie, dezent geschminkt, das rotbraune Haar mit Nadeln hochgesteckt, dazu ein kleines Täschchen und hochhackige Schuhe. Wie diese sogenannten feinen Damen nur jeden Tag mit so etwas herumlaufen konnten! Sie hatte sich die Kleidungsstücke von der Fette Elli geborgt, der Bordellwirtin im Blauen Dragoner, wo Julia mit ihrer vierjährigen Tochter nach wie vor wohnte. Im Fundus des Bordells fanden sich die schönsten Stücke; etliche waren Geschenke von Freiern an die Mädchen gewesen, die die Fette Elli von den Prostituierten statt der Zimmermiete einbehalten hatte.

Ein weicher Gong ertönte, und die ersten Gäste begaben sich nach drinnen, doch noch nicht allzu viele. Es war eine heiße Sommernacht, und so blieben etliche der Besucher vor dem Opernhaus stehen. Kurz überlegte Julia, sich eine Zigarette anzuzünden, aber das wäre nun wirklich nicht schicklich gewesen. Feine Damen aus dem 1. Bezirk rauchten nicht, das taten nur die Flittchen aus der Vorstadt, aus Ottakring oder Neulerchenfeld, wo auch Ellis Bordell lag.

Nervös sah sich Julia um. Wo Leo nur wieder blieb! Wenn er sie heute an ihrem Geburtstag versetzte, dann ... Sie mochte sich gar nicht ausmalen, wie groß ihre Enttäuschung sein würde. Doch dann entdeckte sie ihn. Er sprang aus einem der vorfahrenden Fiaker und eilte auf sie zu, wobei er mit den Billetts in der Hand wedelte. Wie

so oft sah er in seinem gebügelten schwarzen Frack, dem blütenweißen Hemd und dem steifen Homburg aus wie ein junger Herr aus Adelskreisen, der er im Grunde ja auch war. Leo grinste verlegen, fast wie ein Schulbub.

»Hab beinahe die Karten zu Hause in der Pension vergessen.«

»Und was anderes wohl auch«, entgegnete Julia schnippisch.

»Na, das sicher nicht.« Unter seinem Frack zauberte er eine einzelne Rose hervor und reichte sie ihr mit einer eleganten Verbeugung. »Alles Gute zum Geburtstag, Fräulein Wolf! Und auf viele weitere glückliche gemeinsame Jahre!«

»Danke schön, wie aufmerksam.« Sie konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen und spürte, dass sie leicht rot wurde. Wie immer sprach Leo reines Hochdeutsch, ein Umstand, der ihn in Wien öfter anecken ließ. »Wir werden in der Oper nur wohl keine Vase finden, um die Rose ins Wasser zu stellen.«

»Wir können ja ein leeres Champagnerglas nehmen. Ich habe uns für die Pause Sekt und Kanapees in die Loge bestellt.«

Julia verdrehte die Augen. »Du musst es aber immer gleich überreiben, Leo!«

»Na, wenn schon die Vanotti höchstpersönlich die Königin der Nacht singt, dann darf es wohl auch mal Champagner sein. Ihre Stimme lässt Gläser zerspringen, sagt man.« Leo seufzte theatralisch. »Wenn ich nicht schon an dich vergeben wäre, dann könnte ich wirklich schwach werden!«

»Die Vanotti ist ein Walfisch«, spottete Julia. »Sie weiß es nur gut unter ihren weiten Kleidern zu verbergen.«

»Aber eben ein singender Walfisch. Und davon abgesehen nun mal eine der besten Sopranistinnen unserer Zeit«, entgegnete Leo. Er zwinkerte ihr zu. »Aber ich gebe zu, dass mir dein Gesang fast besser gefällt, am liebsten ganz ohne Publikum. Und ohne Kleider.«

Von Zeit zu Zeit sang Julia in der Kaverne, einer Bar in Neulerchenfeld, die zu Ellis Bordell gehörte. Vor vielen Jahren war sie nach

Wien gekommen, um Sängerin zu werden. Aber dann war ihr das Leben dazwischengekommen – und eine uneheliche Tochter.

»Komm, lass uns reingehen«, sagte Julia und reichte ihm ihren Arm. »Ich mag es, die Blicke dieser eifersüchtigen Matronen im Rücken zu spüren, wenn Julia mit ihrem Romeo die Opern-Feststiege emporsteigt. Ich hoffe nur, dass mein Kleid nicht reißt, wenn ich zu tief einatme, das wäre ...«

Sie stockte mitten im Satz, und Leo sah sie erstaunt an.

»Was hast du?«

Julia machte mit dem Kopf eine leichte Bewegung, ihre Lippen murmelten fast lautlos: »Da drüben, an der linken Säule. Siehst du ihn?«

Leo sah hinüber und stöhnte leise. »Der hat mir gerade noch gefehlt! Ich wusste gar nicht, dass der Herr Oberpolizeirat Opern mag.«

Tatsächlich stand dort Oberpolizeirat Moritz Stukart. Wie immer war er äußerst akkurat gekleidet, mit eng geknöpfter Weste und Vatermörder, das Haar mit Brillantine zur Seite gescheitelt. Auf der Nase trug er einen Zwicker, durch den er die einzelnen Operngäste aufmerksam musterte.

»Ich habe so eine düstere Ahnung«, sagte Leo leise zu Julia. »Schnell! Zieh den Kopf ein.«

Doch es war zu spät, Stukart hatte sie bereits entdeckt. Der Oberpolizeirat hob den Zeigefinger, eine der Augenbrauen ging leicht nach oben, was Julia als klare Aufforderung verstand, sich zu nähern.

»Verdammt, was sollen wir ihm sagen!«, zischte sie. »Das hier sieht ja wohl kaum nach einem gemeinsamen Einsatz aus!«

Leo und Julia arbeiteten beide in der Wiener Polizeidirektion, Leo als leitender Inspektor im sogenannten Sicherheitsbüro, Julia als Tatortfotografin. Leo hatte ihr diesen Posten nach seinem ersten Fall verschafft, und mittlerweile wurde Julia von den männlichen Kollegen sogar leidlich akzeptiert. Doch Affären zwischen Angestellten

waren streng verboten. Leos und Julias Beziehung war deshalb eine heimliche, wenn auch die engeren Mitarbeiter sicher etwas ahnten.

»Inspektor von Herzfeldt«, sagte Stukart, als sie schließlich vor ihm standen. Er lüftete den Hut. »Wie überaus erfreulich! Habe ich Sie also doch noch gefunden.« Bislang hatte er Julia noch keines Blickes gewürdigt.

»Herr Oberpolizeirat, die Freude liegt ganz auf meiner Seite.« Leo verbeugte sich leicht. »Gehen Sie etwa auch in die Oper? Wie schön! Ich wusste gar nicht, dass Sie ein Faible dafür haben. Zumal in der *Zauberflöte* nicht mal groß gestorben wird, kein einziger Mord. Nur ein alter Drachen.«

»Nun, ich halte es da eher mit unserem Kaiser«, erwiderte Stukart. »Der nutzt sein Opern-Separee auch eher für Besprechungen.«

»Besprechung ...?« Leo runzelte die Stirn, er räusperte sich. »Vielleicht ist es Ihnen ja entgangen, Herr Oberpolizeirat, aber ich habe heute meinen freien Abend. Woher wissen Sie überhaupt, dass ich hier bin?«

»Ihre Vermieterin hat es mir gesagt. Ich habe vorhin bei ihr angerufen.« Stukart lächelte. »Wie schön, dass auch Sie jetzt über einen Telefonanschluss verfügen, Herzfeldt! So etwas ist wirklich überaus nützlich, wenn ein Notfall ansteht. Ich träume von kleinen tragbaren Telefonapparaten, die meine Inspektoren täglich mit sich führen, aber davon sind wir wohl noch weit entfernt.«

»Ein Notfall? Ich ... ich verstehe nicht ...«, stotterte Leo. »Der Kollege Leinkirchner hat doch heute Dienst. Warum also ...?«

»Wissen Sie, was, das erzähle ich Ihnen alles im Fiaker, dann verlieren wir keine Zeit. Und da das Fräulein Wolf *zufällig* schon mal da ist ...« Zum ersten Mal ging Stukarts Blick hinüber zu Julia, seine Augenbraue zuckte kurz wie eine haarige Raupe. »Auch für Sie hätte ich einen Auftrag, Fräulein. Begeben Sie sich auf dem schnellsten Weg ins Polizeipräsidium, und holen Sie dort Ihre fotografische Ausrüstung. Sie können einen Fiaker nehmen, auf Polizeikosten. Wir

treffen uns dann alle an der Krypta des Stephansdoms. Der äußere Eingang an der Kreuzkapelle. Und bitte vermeiden Sie jegliches Aufsehen.«

»An der Krypta?«, fragte Leo. »Aber ...«

»Ein etwas heikler Fall, da brauche ich jemanden mit Fingerspitzengefühl. Jemanden wie Sie, Herzfeldt. Nun kommen Sie schon! Drüben wartet meine Dienstkutsche.«

Julia war so perplex und enttäuscht, dass sie bislang noch kein Wort gesagt hatte. Sie wusste, dass Stukart sie beide in der Hand hatte. Ein Opernbesuch mit einem Inspektor, zumal einem Vorgesetzten, das reichte für eine hochoffizielle Abmahnung, wenn nicht gar für die Kündigung. Umso erstaunter war sie, als Stukarts Stimme plötzlich einen warmen Ton bekam, während er sich ihr zuwandte.

»Ach, Fräulein Wolf. Ich habe erst kürzlich in Ihre Akte gesehen. Sie wissen vielleicht, Zahlen sind so etwas wie mein Steckenpferd. Bevor ich es also vergesse ...« Er verbeugte sich und gab ihr einen angedeuteten Handkuss.

»Alles Gute zum Geburtstag und die besten Grüße aus dem Wiener Polizeipräsidium.«

Die Kutschentür schlug zu, und der Fiaker rumpelte über die Pflastersteine des Rings. Eine Weile saßen sich die beiden Männer schweigend gegenüber, wobei Stukart nachdenklich durch das Fenster in den Nachthimmel blickte. Schließlich brach es aus Leo heraus.

»Wissen Sie eigentlich, was die Opernbillets gekostet haben? Das war Loge!«

»Soweit ich weiß, sechshundfünfzig Kronen für zwei Logenplätze, dritte Reihe.« Stukart zuckte mit den Schultern. »Wenn Sie mich fragen, maßlos überteuert, selbst wenn Sie diese Karten zu einem Vorteilspreis von der Sekretärin des Polizeipräsidenten erworben haben.«

Leo schluckte. Es war eine von Stukarts herausragenden Eigenschaften, immer besonders gut informiert zu sein. Wobei Stukart nicht den Blumenstrauß und die zwei Pfund Süßholzgeraspel mit einrechnete, die Leo an die Sekretärin verschwendet hatte.

»Es geht nicht um das Geld«, sagte er ausweichend. »Eher um den ... ideellen Wert.«

Leo versuchte, seinen Zorn hinunterzuschlucken. Dass sein Vorgesetzter ihn vor der Oper abgefangen hatte, war mehr als ärgerlich. Er hatte sich wirklich sehr auf den Abend mit Julia gefreut – und auf Maria Vanotti, die in ganz Europa gefeierte italienische Sopranistin. Leo liebte Opern, die *Zauberflöte* war die erste Vorstellung gewesen, in die er damals in Graz mit seiner Mutter gegangen war. Noch mehr als Opern liebte Leo allerdings Julia. Er konnte nur hoffen, dass Stukart ihm aus dem gemeinsamen Opernbesuch keinen Strick drehte.

»Ich bitte Sie! Die *Zauberflöte* ist doch was für Kinder.« Stukart winkte ab. »Außerdem können Sie die Karten sicherlich umtauschen, oder Sie besuchen eine andere Vorstellung. Ich werde mit dem Polizeipräsidenten reden, der hat doch eine Privatloge, die ist sowieso immer unbesetzt.«

»Es war mein freier Tag!«, begehrte Leo erneut auf. »Ich verstehe immer noch nicht, wieso nicht der Kollege Leinkirchner ...«

»Herrgott, nun hören Sie schon endlich mit dem Gejammer auf, Herzfeldt! Ich erzähle Ihnen ja gleich, was geschehen ist. Ich bin sicher, dann werden Sie verstehen. Also ...« Stukart atmete tief durch, dann fuhr er mit leiser Stimme fort: »Sagt Ihnen der Name Theodor Lichtenstein etwas?«

»Lichtenstein, hm ...« Leo zuckte die Achseln. »Nicht, dass ich wüsste. Sollte er das?«

»Sie sind doch der modernen Kriminalistik gegenüber aufgeschlossen, Herzfeldt«, erwiderte Stukart, seine Stimme klang leicht enttäuscht. »Deshalb sollten Sie Herrn Dr. Lichtenstein eigentlich

kennen. Dr. Theodor Lichtenstein ist ein anerkannter Arzt und Psychologe auf dem neuen Gebiet der Verbrechenskunde. Genauer gesagt, war. Vor einer Stunde hat man ihn in der Stephansgruft tot aufgefunden. Ausweispapiere in seinem Anzug und eine Beschreibung des Opfers lassen keinen Zweifel zu.«

»Wohl ermordet«, warf Leo ein. »Sonst hätten Sie mich ja kaum vor der Oper abgefangen.«

»Das ist ... noch nicht ganz klar«, erwiderte Stukart zögerlich. »Es gibt, nun ja ... gewisse Anzeichen für einen Mord.«

»Anzeichen für einen Mord? Wie darf ich das verstehen?«

Der Oberpolizeirat seufzte. »Schauen Sie, ich habe auch nur zufällig von dem Fall erfahren. Ich saß vorhin noch im Büro, als der Anruf eines Wachmanns aus dem 1. Bezirk reinkam. Momentan deutet wohl alles auf einen Herzinfarkt hin. Der Anruf erfolgte nur aufgrund der, äh ... besonderen Umstände. Die Leiche wurde von einer Besuchergruppe unten in der Stephansgruft entdeckt. Eigentlich darf da keiner rein. Aber der Mesner hat sich wohl gelegentlich was dazuverdient, na ja ...« Stukart zuckte die Achseln. »Jedenfalls gab es ein riesiges Chaos, die Kerzen gingen wegen eines Windzugs aus, eine der Besucherinnen fiel kurzzeitig in Ohnmacht, die Leute glaubten, einen Geist gesehen zu haben ...«

»Da haben Sie Ihre Erklärung doch schon«, entgegnete Leo. »Soweit ich gehört habe, stapeln sich in der Stephansgruft Gebeine und Totenschädel. Ein unheimliches Geräusch, ein Knochenberg, der ins Rutschen gerät ... Da kann man schon mal einen Herzinfarkt bekommen.«

Stukart schüttelte den Kopf. »Dr. Lichtenstein war kerngesund! Er war mit fünfzig noch Mitglied des Wiener Donauruderklubs, war Vegetarier und trank nie mehr als ein Glas Portwein am Abend. Den werfen doch keine Gerippe um, noch dazu als Arzt!«

»Mit Verlaub, Herr Oberpolizeirat, woher wissen Sie denn das alles so genau?«

»Weil ... weil ...« Stukart seufzte ein weiteres Mal, wieder sah er durch das Fenster hinaus in den nachtdunklen Himmel, als würde dort die Antwort stehen. Dann holte er tief Luft. »Weil wir einmal die Woche Schach spielten, deshalb. Theodor Lichtenstein war einer meiner ältesten und besten Freunde, wir kannten uns seit der Schulzeit.«

Leo schwieg eine Weile, während die Kutsche in Richtung Stephansdom fuhr. Von draußen ertönten Pferdewiehern und Peitschenknallen.

»Ich verstehe«, sagte er schließlich. »Mein Beileid.«

Außerdem glaubte Leo, jetzt auch zu begreifen, warum Stukart ihn und nicht den Kollegen Leinkirchner auf den Fall angesetzt hatte.

Er räusperte sich. »Gehe ich recht in der Annahme, dass Dr. Lichtenstein Jude war?«

Stukart nickte stumm. Sein Schweigen sagte Leo mehr als tausend Worte. Die Judenfeindlichkeit war im Wiener Polizeipräsidium ebenso verbreitet wie im Rest der Wiener Bevölkerung, vielleicht sogar noch mehr. Oberinspektor Paul Leinkirchner, Leos direkter Vorgesetzter, galt als besonders hartnäckiger Antisemit. Schon des Öfteren war Leinkirchner deshalb mit Leo, der jüdische Wurzeln hatte, aneinandergeraten. Dass auch Oberpolizeirat Stukart aus einer jüdischen Familie stammte, wussten nur wenige – und die es wussten, würden den Teufel tun und es an die große Glocke hängen. Stukart war nicht deshalb an die Spitze des Sicherheitsbüros gerückt, weil er so nett und freundlich war, sondern weil er in vielen Dingen einfach der Beste war – auch darin, sich seine Feinde zu merken und sich irgendwann zu rächen.

»Ich hätte nie gedacht, dass ich das einmal zu Ihnen sagen würde, Herzfeldt«, meinte Stukart schließlich, während der Fiaker mit geschlossenem Verdeck über den Stephansplatz rumpelte. »Aber wir Juden müssen zusammenhalten. Natürlich darf niemand erfahren, dass ich in dieser Sache voreingenommen bin! Ich werde mich aus

den Ermittlungen raushalten, soweit es geht. Doch ich möchte Klarheit.«

»Ihr Freund mag kerngesund gewesen sein, aber trotzdem könnte sein Herz plötzlich stillgestanden haben«, warf Leo ein. »Das kommt öfter vor, als man denkt. Ich nehme also an, es gibt noch einen anderen Grund, warum Sie nicht an einen Unfall glauben. Ist es nicht so, Herr Oberpolizeirat?«

Stukart nickte. »Sie haben recht.«

Die Kutsche hielt an, und Leo sah zwischen den Vorhängen hindurch die schwarzen Umriss des Stephansdoms. Auf dem Platz waren noch viele Nachtschwärmer unterwegs, etliche saßen an Tischen draußen vor den Kaffeehäusern, beschienen von dem Licht der Gaslaternen.

Stukart lehnte sich aus dem Verschlag. »Warten Sie noch eine Weile!«, rief er dem Kutscher oben auf dem Kutschbock zu. »Der Herr steigt gleich aus.« Dann beugte er sich auf seiner Sitzbank vor und sprach leise weiter: »Mein Freund Theo war ein wenig ... nun ja, speziell. Sie kennen doch diese Séancen, ja?«

»Sie meinen solche Geisterbeschwörungen, bei denen man um einen Tisch sitzt und den toten Urgroßvater herbeiruft?«, erwiderte Leo spöttisch. Tatsächlich wurden Séancen in Wien immer beliebter, vor allem in der sogenannten feinen Gesellschaft dienten sie der abendlichen Unterhaltung. Leo hielt solche Beschwörungen für reinen Blödsinn, im ärgsten Fall sogar für Betrug. Er runzelte die Stirn. »War Ihr Freund etwa Spiritist?«

»O Gott, nein, im Gegenteil! Theo hatte es sich zur Aufgabe gemacht, diesen Humbug aufzuklären. Dafür besuchte er inkognito spiritistische Sitzungen und entlarvte sie als faulen Zauber. Es kam regelmäßig zu Eklats! Erst letzten Samstag war es wieder so weit. Sogar die Zeitungen haben darüber berichtet, allerdings nur in den Klatschspalten.« Stukart lächelte schmal. »Gut möglich also, dass Sie nichts davon gehört haben.« Er wurde schlagartig wieder ernst.

»Kurz nach dieser spiritistischen Sitzung und dem Zeitungsartikel darüber kam Theo zu mir nach Hause. Er war sehr aufgeregt. Beim Schach erzählte er mir von der letzten Séance und auch davon, dass er sich bedroht fühlte. Als ich nachfragte, verfiel er in brütendes Schweigen. Wir haben nicht weiter darüber gesprochen. Leider.«

Leo pfiff durch die Zähne. »Und nun liegt Ihr Freund tot dort unten in der Stephansgruft, ich verstehe. Mit dem Eklat hat er sicherlich einige dieser versponnenen Spiritisten gegen sich aufgebracht.«

»Zumal er wohl gerade an einer Streitschrift gegen den Spiritismus schrieb«, sagte Stukart. »Wie ich Theo kenne, wäre es eine biterböse Polemik geworden.«

Leo nickte nachdenklich. »Ein Motiv für einen Mord wäre also vorhanden. Wo fand denn diese spiritistische Sitzung statt, die er als Letztes besuchte?«

»Tja, das macht den Fall besonders heikel.« Stukart räusperte sich. »Die Séance ereignete sich in der Wohnung von Maria Vanotti, hier im 1. Bezirk.«

»Vanotti?« Leo war einen Moment lang sprachlos. »Doch ... doch nicht die Operndiva?«, brachte er schließlich hervor.

»So ist es.« Der Oberpolizeirat nickte. »So wie es aussieht, bekommen Sie doch noch Ihren Opernauftritt, Herzfeldt. Sogar eine Privatvorstellung, mit Sitz in der ersten Reihe.«

Er klopfte gegen die Tür, und der Kutscher öffnete von außen den Verschlag.

»Berichten Sie mir ausführlich über den Fall«, wandte sich Stukart an Leo. »Aber kein Wort, dass ich meine Finger im Spiel habe! Sonst heißt es gleich wieder jüdische Weltverschwörung. Sie kennen das ja. Viel Glück, Herzfeldt!«

Leo wollte schon aussteigen, doch der Oberpolizeirat hielt ihn noch einmal zurück. »Eine Hand wäscht die andere«, sagte er leise. »Sie klären diesen Fall auf, und dafür habe ich das Fräulein Wolf an

der Oper nicht gesehen. Und auch im Präsidium drücke ich ein Auge zu. Ich finde ohnehin, dass Sie ein schönes Paar abgeben, nicht nur beruflich. *Masel-tov!*«

Mit diesen Worten schloss Stukart die Tür, die Kutsche fuhr ab, und Leo stand allein vor dem hohen Stephansdom, der sich schwarz vor den vielen Gaslichtern auf dem Platz abzeichnete.

Der Eingang zur Kreuzkapelle befand sich an der Nordwestecke des Doms. Ein kleines Grüppchen stand davor, beleuchtet von einer einzelnen Petroleumlampe, die ein Wachmann mit buschigem Schnauzer hielt. Als Leo näher kam, hörte er ein kindliches Weinen. Eine vornehme Dame mit Hut tröstete ein halbwüchsiges Mädchen, daneben standen der Vater und ein jüngeres Mädchen, außerdem ein älterer Mann in langem schwarzen Gewand, vermutlich der Mesner. Alle waren blass im Gesicht, die Kinder zitterten, obwohl es trotz der späten Uhrzeit noch immer schwül und warm war. Die Kleidung der Familie wies Flecken und Reste von Spinnweben auf.

Leo lüftete den Homburg, als ihm einfiel, dass er mit Opernfrack und Fliege für einen Kriminalinspektor reichlich unpassend aussah. Der Wachmann blickte ihm verdutzt entgegen.

»Sind Sie ...?«, begann er zögerlich.

»Inspektor Leopold von Herzfeldt, guten Abend, die Herrschaften«, begann Leo unvermittelt. »Und nein, das ist keine neue Uniform der Wiener Polizei, ich komme nur gradewegs aus der Oper. Danke, dass Sie so lange gewartet haben.« Er versuchte, seine Bestürzung über das, was ihm der Oberpolizeirat eben noch mitgeteilt hatte, ein wenig zu dämpfen. Die Vanotti eine Spiritistin! Und involviert in einen möglichen Mordfall ... Wenn das die Zeitungen erfuhren, würden sich die Leute in den Kaffeehäusern nicht mehr einkriegen.

Er versuchte, sich ganz auf die anstehende Befragung zu konzentrieren.